



Computer, zahl mir Rente!

Digitale Revolution Bismarcks Sozialstaat ist nicht zukunftsfähig. Welcher dann?

Die industrielle Revolution hat mit Massenproduktion und Massenkonsum Wohlstand produziert. Jetzt werden die Industrie-Jobs durch Computer ersetzt. THINKSTOCK

VON CHRISTOPH BOPP

Leider dies vorweg: Dies ist ein sehr gutes Buch, sehr zu empfehlen. Denn es behandelt ein wichtiges Thema, tut dies aus verschiedenen Perspektiven und mit verschiedenen Ansätzen. Die Autoren der Beiträge sind kompetent und sie können auch so schreiben, dass man es versteht. Und die Beiträge sind nicht zu lang, sodass man mit einigem guten Willen auch durchkommt. Man kann diesem Buch nur viele aufmerksame Leser wünschen.

Das Thema ist: Wir reden von «digitaler Revolution» (auch wenn nicht viel davon wirklich digital ist) oder von «Industrie 4.0» (obwohl da praktisch keine Industrie mehr drin ist, auch wenn man es draufschreibt) und meinen damit, dass in der Arbeitswelt immer mehr von Computern erledigt wird, was bisher menschlicher Arbeitskraft vorbehalten schien. Mit klaren Worten:

jede Menge Jobs geht verloren. Optimisten hoffen, dass immer genug «Arbeit» da ist, was auch immer passiert. Ja, zu tun wird es immer geben. Die richtige Frage wäre, ob es immer jemanden gibt, der bereit ist, dafür zu bezahlen.

Und das ist überhaupt nicht sicher. Ja, es ist nicht einmal die Regel. Das Sozialsystem, das der eiserne Kanzler Bismarck im 19. Jahrhundert erfunden hat, hätte es ja sonst gar nicht gebraucht. So aber müssen wir diskutieren, wie wir es umgestalten können. Bismarck schuf ein minimal ausgestaltetes Sicherungssystem mit dem vorranglichen Zweck, die «soziale Frage» zu lösen. Darunter verstand er, die Leute einigermassen ruhig zu stellen, damit die sozialistischen Parteien nicht zu viel Sukkurs bekommen würden. Immerhin war er einer der Ersten in der etablierten Politik, die überhaupt auf die Idee kamen, dass so etwas nötig sein könnte. Die Idee fand aber An-

klang. Und die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts war dann ein Zeitalter, in dem der «welfare state» als feste Grösse half, demokratische Politik zu stabilisieren.

Arbeitserträge umverteilen

Das Prinzip war, dass Arbeit Wohlstand schafft und man diesen Wohlstand ein bisschen umverteilt. Wenn man sich die Reproduktionsmodelle anschaut, die in der gängigen Wirtschaftswissenschaft leider nicht mehr so hoch im Kurs stehen, sieht man auch schnell, dass das so sein muss. Die Massenproduktion muss mit Massenkonsum parallel gehen, irgendjemand muss alles, was produziert worden ist, auch wieder kaufen. Dazu braucht es Kaufkraft - wieder der Massen. Heute sagt man: Steuern runter, das gibt Kaufkraft. Richtiger wäre: Löhne rauf, denn aus den Löhnen - inklusive der sogenannten «Nebenkosten» (Arbeitslosen-

versicherung, AHV und andere Abgaben, die dann wieder vom Staat umverteilt werden) - muss alles bezahlt werden. Massenproduktion und Massenkonsum haben nach dem Zweiten Weltkrieg in der westlichen Welt zu beträchtlichem Wohlstand geführt.

Warum es in dieser heilen Welt dunkler wurde, ist nicht ganz klar. Haben wir einfach schon alles, was wir uns an materiellen Gütern wünschen? Das würde heissen: Die (Güter-)Märkte sind gesättigt. Oder waren es technische Neuerungen (Computerisierung und damit immer mehr Automatisierung und dazu noch Globalisierung), die man schon früher für kapitalistische Krisen verantwortlich gemacht hat (die sogenannten Kondratjef-Zyklen)? Auf jeden Fall scheint der Kapitalismus mit einem Nachfrageproblem zu kämpfen, das sich in einer zurückhaltenden Investitionstätigkeit (in der Warenwelt und ihrer Produktion) ausdrückt.

Und jetzt kommen wir zurück zum «Leider» im ersten Satz. Der Horizont des Buches ist zu eng. Der Titel heisst zwar «Sozialrevolution!» Aber auch das Ausrufezeichen kann nicht ganz kompensieren, dass meist nur vom «Sicherungssystem» die Rede ist. Die autarke Bauernfamilie, die in Not und Schwäche für die ganze Sippe sorgt, wird als Ur- und Wunschbild beschworen. Die industrielle Revolution habe die Idylle gestört und schliesslich den Staat auf den Plan gerufen, um diese «soziale Sicherung» wieder zu gewährleisten. Und jetzt tut sich der Staat (oder sein bürokratisches Sozialsystem) immer schwerer damit, in Zeiten flexibilisierter Arbeitsverhältnisse und am Ende der Massenbeschäftigung diese Aufgabe ausreichend zu erfüllen. So gibt es interessante Texte über substaatliche Sicherungs- und Versicherungsmodelle, über Versuche, wieder «Gemeinschaft» zu schaffen («Neue Wirs») - und das gipfelt dann bald in der Idee des (bedingungslosen) Grundeinkommens.

Ja, das Grundeinkommen ...

Das ist ein bisschen enttäuschend. Erik Brynjolfsson, einer der Autoren, schreibt den bemerkenswerten Satz: «Beim Voraussagen der Zukunft scheint es ironischerweise einfacher, in die weit entfernte Zukunft zu blicken, als den Übergang dorthin zu beschreiben.» Über das Grundeinkommen haben wir ja bereits einmal abgestimmt. Dorthin kommen wir also erst mal nicht. Dass wir über neue Modelle des Umverteilens nachdenken sollten, hat sich auch bei (bürgerlichen) Ökonomen herumgesprochen. Aber vor Ideen wie «New Deal» oder «Reichtumssteuer» schrecken sie zurück. (Das Bild vom Teufel und dem Weihwasser bietet sich an, man darf es aber hier nicht brauchen.) Kreativer wäre die Idee der Einführung von Lizenzgebühren auf geistiges Eigentum (das wären vor allem diese tollen Programme, mit denen die Internet-Giganten Milliarden verdienen), mit denen Sozialtransfers finanziert würden, was Robert Reich vorschlägt. Aber das sieht auch nach Bürokratie aus.

Der Hirnforscher Gerald Hüther deutet an, dass wir uns vielleicht auf die anthropologischen Grundbedingungen der Sozialbeziehungen zurückbesinnen müssten. Muss es immer Markt und Geld sein oder die in ihnen formulierten Anreizsysteme? Oder könnte die «Grosse Entkoppelung» von Produktivität und Einkommen (McAfee/Brynjolfsson) nicht sogar durch neue Modelle der Kombination von bezahlter und unbezahlter Arbeit kompensiert werden? Eine Art Kibbuz im «digitalen Athen»?

Börries Hornemann, Armin Steuernagel (Hg.) Sozialrevolution! Campus-Verlag Frankfurt/New York 2017. 209 S., Fr. 28.90.

Mehr Display, weniger Gerät

Smartphone Das Galaxy S8 ist nicht nur eine Kampfansage an Apple. Samsung greift auch Google an - mit einem neuen Knopf.

VON RAFFAEL SCHUPPISSE

Für das neue Galaxy-Smartphone hat sich Samsung mehr Zeit gelassen als sonst. Ein Fehler wäre unverzeihlich, soll doch das Galaxy S8 das letztjährige Debakel mit den explodierenden Akkus des Note 7 vergessen machen. Gestern hat der führende Smartphone-Hersteller sein neuestes Top-Handy der Weltöffentlichkeit vorgestellt. Der erste Eindruck des Gerätes überzeugt, auch wenn es vielleicht nicht der ganz grosse Wurf ist, den so manch einer erwartet hat.

Samsung führt sein Design mit dem zu beiden Seiten hin gebogenen Display fort - und vertraut nun dieser Formsprache so sehr, dass auf eine herkömmliche Version ohne diese Biegung verzichtet wird. In der Vertikalen ist das Display merklich gewachsen und wird nun oben und unten nur noch von einem schmalen Strei-

fen begrenzt. Ähnlich hat das bereits der koreanische Konkurrent LG beim neuen Gerät LG 6 gemacht und der chinesische Konzern Xiaomi, der den oberen Rand sogar ganz hat verschwinden lassen.

Der Bildschirm des Galaxy S8 misst 5,8 Zoll, jener des Galaxy S8+ gar 6,2 Zoll. Doch selbst das grössere der beiden Geräte ist immer noch kleiner als das iPhone 7 Plus, dessen Display mit 5,5 Zoll vergleichsweise klein ist.

Die grössere Bildschirmfläche bringt zwei Design-Änderungen mit sich: Der Home-Button ist gänzlich verschwunden beziehungsweise ins Display integriert; ein leichtes Vibrieren sorgt für ein angenehmes haptisches Feedback, wenn man ihn drückt. Der Fingerabdrucksensor wurde auf die Rückseite des Gerätes versetzt; beim blinden Er-tasten sollte

Das Galaxy S8 liegt trotz 5,8-Zoll-Bildschirm gut in der Hand. RAFAEL ZEIER



er nicht mit der Kameralinse verwechselt werden, die sich unmittelbar daneben befindet. Langfristig will Samsung aber wohl ohnehin auf das Entsperrn per Iris-Scanner setzen, denn ein solcher ist ebenso im S8 integriert.

Die 8-Megapixel-Frontkamera hat eine lichtintensivere Blende (F 1.7) als das letztjährige Modell. So sollen Selfies auch bei spärlicher Belichtung gelingen. Kaum verändert hat Samsung die Hauptkamera - und darauf verzichtet eine zweite Linse zu integrieren. Bei anderen Herstellern sind solche Dual-Kameras mittlerweile Standard in den Top-Geräten.

Augenfällig ist ein neuer Knopf, der auf der linken Seite des Gehäuses neben dem Lautstärkeregelung platziert ist. Dieser aktiviert Bixby, Samsungs neuen persönlichen Assistenten. Bixby führt Sprachbefehle aus (z. B. «Zeig mir alle Fotos, die ich heute gemacht habe!»), weist einen auf Termine hin und soll etwa auf einer Fotografie erkennen, was für ein Wein sich darauf befindet und wo es diesen zu kaufen gibt. Für Letzteres arbeitet Samsung mit der bekannten Wein-App Vivino zusammen. Mit weiteren Kooperationen soll der Assistent laufend verbessert werden.

Das wird auch nötig sein, denn Bixby wird sich gegen den Google Assistant behaupten müssen. Der Sprachassistent von Google wird auf kommenden Android-Handys wie dem Galaxy S8 vorinstalliert sein. Samsung will Bixby einen Startvorteil verschaffen, indem sich dieser über den erwähnten Knopf aufrufen lässt. Ob das jedoch reicht, ist fraglich. Google ist nun mal führend, wenn es darum geht, Informationen zu finden und mithilfe von künstlicher Intelligenz zu strukturieren.

Mit dem Galaxy S8 fordert Samsung also nicht nur Apple heraus - der Konzern wird sein neues Telefon zum 10-Jahr-Jubiläum später in diesem Jahr vorstellen. Sondern nimmt es auch mit Google auf, dessen Assistent die Art und Weise, wie wir ein Smartphone nutzen, vereinfachen soll. Man darf dies durchaus als mutigen Schritt sehen in eine Zukunft, die nicht mehr vom Rauch explodierender Akkus, sondern wieder von Innovation geprägt werden soll.

Das Galaxy S8 (Fr 799.-) und das Galaxy S8+ (Fr. 899.-) kommen in der Schweiz am 28. April in den Farben Midnight Black, Orchid Gray und Arctic Silver auf den Markt.